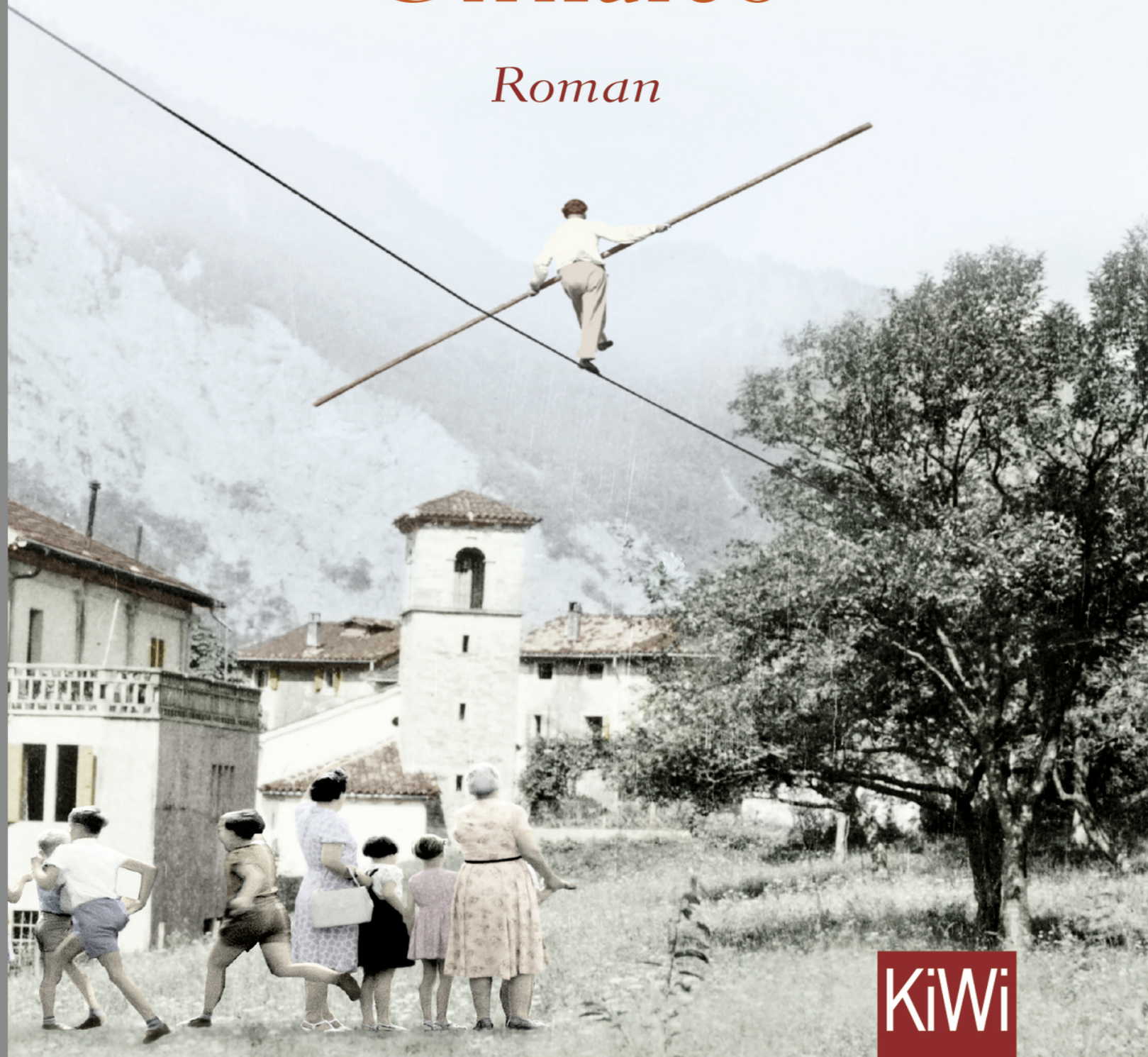


Domenico Dara

Der Zirkus von Girifalco

Roman



KiWi

Domenico Dara

Der Zirkus von Girifalco

Roman

Aus dem Italienischen von Anja Mehrmann

 **eBook**
Kiepenheuer & Witsch

Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Über Domenico Dara](#)

[Über dieses Buch](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Inhaltsverzeichnis

Hinweis zur Übersetzung

Widmung

Motto

Prolog

1 Der Verrückte

2 Die Vertrocknete

3 Der Stoiker

4 Die Böse

5 Der Epikureer

6 Die Glückliche

7 Der Sohn

8 Langes Warten

9 Eine kurze Geschichte des Wünschens

10 Der Zirkus

11 Reliquien und Plakate

12 Ein kleiner Vorfall

- 13 Ein plötzliches Gewitter**
- 14 Die Mechanismen des Wartens**
- 15 Der Tag der Beerdigung**
- 16 Das Wunder**
- 17 Das Fest der Madonna**
- 18 Das Orakel**
- 19 Die Macht des Samens**
- 20 Die Kirche des heiligen Rocco**
- 21 Die Verschwörung**
- 22 Entrissen**
- 23 Ein Frevel**
- 24 Das Werkzeug und das Maß**
- 25 Die Waage der Welt**
- 26 Menschliche Thermodynamik**
- 27 Beinahe eine Tragödie**
- 28 Wandelbare Schicksale**
- 29 Die letzte Vorstellung**
- 30 Von himmlischer Gnade**

Dank

Die wichtigsten Figuren

Die Übersetzung wurde vom Deutschen Übersetzerfonds mit einem
Arbeitsstipendium gefördert.

Für Francesco, Cassandra und Penelope

*Das höchste Geheimnis des Universums,
das einzige im Grunde,
besteht darin, dass es ein Geheimnis des Universums gibt,
dass es das Universum gibt
und das Sein.*

Fernando Pessoa, Faust

*Engel sind wir, geformt aus vergänglichem Lehm
und doch gemacht für die Ewigkeit.*

Francesco Zaccone, Engel sind wir

Wie ein Buckelwal: Auf seiner jahreszeitlich bedingten Wanderschaft legt er sechstausend Kilometer im grenzenlosen Wasser des Ozeans zurück und hält jedes Jahr mit absoluter Genauigkeit ein und dieselbe Route ein. Von den norwegischen Fjorden Ålesunds bis zur afrikanischen Küste Nouadhibous weicht er keinen Zentimeter von der üblichen Strecke ab, so als folge er einer gedachten Straße, als bewege sich das Tier auf einer unsichtbaren Umlaufbahn.

Auch die Menschen schienen vorgezeichneten Bahnen zu folgen, wie zum Beispiel Caracantulu, der jedes Mal demselben Loch im Bürgersteig auswich, als könne er nicht anders, oder wie Lulù, der jeden Tag dieselbe Straße entlanglief und sich unter das Dach der Bushaltestelle setzte. Lulùs überquellend fatter Körper war es, der Archidemu an einen Wal denken ließ.

Wenn er den Piano von oben betrachtete, den weiträumigen Platz in der Mitte des Dorfes, auf den die vier Hauptstraßen zuliefen und den er tagsüber ebenso erforschte wie abends das gestirnte Firmament, schienen sich die Menschen darauf zu bewegen wie Himmelskörper. Sie kamen von der Piazza, aus Le Cruci oder Musconì, zeichneten ihre geheimnisvolle, aber unumstößlich festgelegte Flugbahn nach und verschwanden dann wer weiß wo. Wie Buckelwale in Menschengestalt. Oder wie Planeten in ihrer Rotations- und Umlaufbewegung.

Auch in dem Augenblick, in dem Cuncettina sich aufmachte, um am Brunnen eine Flasche zu füllen, drehte sich die Erde auf einer um dreiundzwanzig Komma fünf Grad geneigten Achse. Diese Neigung war nicht vorherbestimmt; sie gehörte nicht zu den Grundprinzipien der

Natur, kein physikalisches Gesetz hatte sie festgelegt. Seit dem Moment seines Entstehens hatte der Planet reglos und unerschütterlich am Himmel gestanden – so wie Angeliaddu jetzt vor dem Kiosk stand –, bis er eines Tages heftig von einem Asteroiden getroffen wurde, sodass er um die eigene Achse gekreist war wie der Hund von Gogò Mattarùanzu um den Baum, ehe er beschloss, ihn anzupinkeln. Im richtigen Moment hielt die Erde wieder an, und die Neigung rettete sie – ein Grad mehr oder weniger, ein kümmerliches Grad, und es gäbe nichts, weder Tag noch Nacht, weder Jahreszeiten noch den Flug der Vögel, keine Zeit und auch nicht die Menschen mit ihren endlosen Ängsten und Sorgen. Nichts. *Nulla*.

Ein einziges Grad: ein Haar von Don Venanzio, das im Kamm hängen blieb, ein Stückchen von Mararosas Fingernagel, das sie abgebissen und ausgespuckt hatte, die Stärke des Papiers, in das Rorò ihr Gebäck einpackte, der Stiel einer Schlüsselblume, eine vertrocknete Nisse, ein Blättchen Oregano, ein Traubenkern, ein schwarzes Pfefferkorn, eine Feinunze Silber, eine verlorene Wimper, eine Nadel, ein Brokatfaden, ein Kaninchenfell, der Flügel einer Schmeißfliege, eine Trochophora-Larve, der Punkt eines Marienkäfers, ein Körnchen Salz, eine Pore der Haut, eine Kaulquappe, ein Weizenkorn, eine unreife Weintraube, ein Skrupel Gold, ein Rosendorn, die Schraube eines Winkelmessers, ein Gramm Rost, ein Kreuzstich, die Fuge in einem Mosaik, ein Flachssamen, ein Glassplitter, ein Tropfen bei der chinesischen Wasserfolter, eine Fliegenmade, eine Libellenlarve, ein Komma, die Stärke einer Hostie, eine Haarwurzel, ein Gehörknöchelchen, ein rotes Blutkörperchen, ein Holzwurm, die Metallspitze eines Zirkels, eine Blütenpolle, die Planck-Skala, das Nichts zwischen Kette und Schuss.

1

Der Verrückte

Es war ein sehr heißer Tag, und die Luft dampfte wie Zeppole, die aus dem siedenden Öl geholt werden.

Erst kürzlich hatte Lulù welche gekostet. Er war von der Piazza Canaletta zurückgekehrt und hatte einen Duft wahrgenommen, der ihn an das Dorf erinnerte, in dem er geboren und aufgewachsen war. Darum schaute er zu Rosuzza Straniaris Fenster hinein, und auf dem Tisch sah er Zeppole in einer Reihe liegen, bereit, in kochend heißes Öl getaucht zu werden. Die Nachbarin packte ihm ein Stück Gebäck in Zeitungspapier ein, und da der Junge Geburtstag hatte, gab sie ihm außerdem ein Glas Limonade. Lulù freute sich wie eine junge Braut und leckte sogar das öldurchtränkte Papier ab, wobei ihn Caracantulu beobachtete. Und da auf der Seite eine Schauspielerin im Badeanzug abgebildet war, ging dieser Schuft einfach los und verbreitete schlimme Gerüchte über Lulù, der angeblich ein Perverser war und früher oder später nicht mehr Bilder in der Zeitung, sondern Frauen aus Fleisch und Blut ablecken würde, vielleicht sogar deine Mutter oder deine Schwester, wer weiß.

Ohne etwas von dem Netz obszöner Bosheiten zu ahnen, das gerade geknüpft wurde, kehrte Lulù zu seiner Pritsche in Halle C der Nervenheilanstalt von Girifalco zurück.

Luciano Segareddu, von allen Lulù genannt, wurde an einem 23. April in Brancaleone als rechtmäßiger Sohn von Vrsaciò und Pietrina Spordigna und als uneheliches Kind *Anankes* und *Achllys'* geboren.

Lulùs vom Schicksal gebeutelter Vater besaß nicht einmal genug Geld, um sich einen Sack Weizen zu kaufen, und seine unglückselige Frau, die die Sonne verfluchte, weil sie ihr die leeren Truhen und die Löcher in den Strümpfen zeigte, musste sich abmühen, um ihre armen Kinder zu ernähren. Gaetanu, der älteste Sohn, hatte wenigstens Arbeit als Tagelöhner, Lucianu hingegen war ein Problem, ein seltsamer, stotternder kleiner Junge, ein Trottel, wie ihn der Vater zu nennen pflegte, ehe er ihm die tägliche Ohrfeige verpasste.

In der Schule hinkte Luciano hinterher wie ein lahmer Hund. Ihm wollte einfach nicht in den Kopf, dass es auf der Welt Zahlen und Buchstaben gibt, Zeichen, die ihm so gleichgültig waren wie die Fliegen auf dem Fell eines Ziegenbocks. Was in Lulùs Kopf hineinging, tropfte gleich wieder heraus, so wie Wasser aus einem Brotkorb. Alles, nur die Liebe zu seiner Mutter und zur Musik nicht, was im Grunde aber ein und dasselbe war.

Jeden Donnerstagmorgen setzte sich Pietrina Spordigna den Korb mit Zwiebeln, Knoblauchkränzen und Oreganosträußchen auf den Kopf und machte sich mit Lulù auf den Weg zum Markt. Aus dem Haus des Lehrers Malfarà drangen die Töne seines Plattenspielers. Hoffen wir, dass er heute wieder diese schöne Musik spielt, flüsterte Pietrina ihrem Sohn zu, und wenn es die richtigen Klänge waren, merkte der Kleine es daran, dass *màmmas* Gesicht zu leuchten begann wie eine große Kerze. Sie beschleunigte den Schritt, und kaum waren sie unter dem Fenster angekommen, befreite sie sich von dem Lastenkranz auf ihrem Kopf, legte ihn am Brunnen gegenüber ab und genoss die Musik.

In solchen Augenblicken lebte sie auf. Ihr verhangener Blick wurde klar wie Kristall, sie befeuchtete die ausgedörrten Lippen, und ihre Wangen und die von feinen Fältchen durchzogene Stirn glätteten sich, als wäre eine unsichtbare Feile über sie hinweggegangen.

»Hör nur, Lulù, hör zu mit den Ohren und dem Herzen, denn wenn der Herrgott wieder auf die Erde käme, würde er sich mit dieser Musik

ankündigen.«

Also konzentrierte sich der Junge, schloss die Augen, wie er es bei seiner Mutter gesehen hatte, und dachte, dass manche Wunder nur im Dunkeln geschehen können. Unter halb geschlossenen Lidern hervor beobachtete er sie und sah, dass sie glücklich war, denn die Klänge machten mit ihrem Gesicht dasselbe wie Hände mit einem Mandelteig: Jede Note ergab eine Rundung, eine Falte, ein Lächeln, und so verwandelte sich Pietrina Spordignas ausdrucksloses, wächsernes Gesicht an diesem Ort und in diesem Moment unter den verblüfften Blicken ihres Sohnes in ein Notenblatt, auf dem Runzeln und Liniensysteme Kindheit spielten. Durch das Glück, das sie seiner Mutter verschaffte, lernte Lulù, die Musik zu lieben.

»Wenn du wüsstest, Lulù, wie es war, als ich das zum ersten Mal gehört habe! Ich war ein Kind, noch jünger als du jetzt, und zum ersten Mal kam mir die Welt schön vor, ich verstand auf einmal, was die Leute meinen, wenn sie vom Paradies sprechen. *Vieni ccà*, komm her, lass dich umarmen.«

Und Lulù verkroch sich in ihre Arme, die nach Wiege und Schlaflied rochen, und für kurze Zeit durfte auch er auf dieser fehlerhaften Welt ein Stückchen Vollkommenheit kosten.

Als die Musik zu Ende war, stand *màmmasa* auf, setzte sich den Korb wieder auf den Kopf und eilte weiter zum Markt. Bevor sie aufs Land zurückkehrten, hinterließen sie jedes Mal eine Blume bei der Madonnenstatue, mach das immer, *Luciano mio*, damit das Leben dich behütet.

Lulù ließ seine Mama nie allein. Er heftete sich an ihre Fersen wie das Schicksal, vor allem spätabends im Frühling, wenn Pietrina unter der Zibibbolaube Platz nahm und zusah, wie die Dunkelheit von der Welt Besitz ergriff, weil sich womöglich auch in dieser Wachablösung des Universums eine Art Musik verbarg.

»Lulù«, flüsterte sie manchmal, »wie schön es ist, wenn die Welt sich ausschaltet und alles so schwarz wird wie das Innere eines Heizkessels. Im Dunkeln sind wir alle gleich, Gute und Böse, Hässliche und Schöne, Kluge und Dumme ... ja nicht einmal unsere Armut gehört dann uns allein.«

Eines Donnerstags gingen sie zum Markt, und da war wieder diese Musik, die sich Lulù um Herz und Kopf gelegt hatte wie eine Dornenkrone, und als sie auf dem steinernen Brunnen saßen wie in einer Theaterloge, sah Lulù seine Mutter zum ersten Mal weinen.

»Warum weinst du, Mama?«

»*Luciano mio*«, flüsterte sie, »ich weine, weil diese Musik so schön ist, aber Leuten wie uns sind schöne Dinge verboten. Du, mein Sohn, wirst so eine Melodie niemals spielen können. Für den Unterricht und die Instrumente braucht man Geld, und wir sind arm.«

Manchmal ließ Lulù das Haus und die Felder von Muscedda hinter sich und stellte sich unter das Fenster des Lehrers, um der Musik zu lauschen. An einem Nachmittag, die Straßen waren menschenleer, trat der Maestro ans Fenster, um eine Nazionale zu rauchen. Lulù stand auf und tat so, als tränke er am Brunnen. Als er das Rinnsal Wasser wegwischte, das ihm über den Hals lief, hörte er eine Stimme: »Gefällt dir die Musik?«

Lulù hob ängstlich den Kopf und blickte zum Fenster hinauf.

»Ja, dich meine ich. Du magst diese Musik, nicht wahr?«

Der Junge wischte sich den Mund ab und nickte.

»Dann komm rauf, *sàgghia*, hier oben kannst du sie besser hören.«

Der Lehrer Malfarà warf die Kippe fort und verschwand wieder in der Wohnung. Lulù spürte, dass seine Wangen so heiß und rot wie eine Chilischote wurden, und er war kurz davor, einfach wegzulaufen, aber dann hörte er, wie sich die Haustür mit einem metallischen Klappern öffnete.

»Komm rauf, du musst keine Angst haben.«

In der Wohnung des Lehrers im ersten Stock roch es nach Basilikum.

Der Plattenspieler stand auf einem Tischchen unter dem Fenster. Nie zuvor hatte Lulù einen gesehen. Er ging näher heran und starrte auf die Platte, die sich um sich selbst drehte wie ein Mühlrad.

»Ich sehe dich oft am Donnerstagmorgen hier unten stehen, weißt du, mit deiner Mama. Und dann lege ich immer dieselbe Platte auf, weil ich weiß, dass ihr sie mögt. Warte mal.«

Er hob die Nadel von der Schallplatte und suchte aus dem Regal eine andere aus.

Malfarà steckte sich eine neue Zigarette an und nahm ein Heft in die Hand. Lulù ging zu ihm, um es zu betrachten.

»Die Musik, die du gerade hörst, steht hier geschrieben.«

Das kam Lulù ausgesprochen merkwürdig vor. Er betrachtete die Seiten voller Linien und Kügelchen, und ihm wurde schwindelig wie in der Schule, denn vielleicht hatte Mama sich geirrt: Um Musik zu machen, brauchte man nicht nur Geld, sondern auch Verstand, und Lulù besaß nicht einmal den.

Der Lehrer zeigte ihm den Einband: ein Herbstwald mit Bäumen und bunten Blättern. »Es heißt *Valse triste*, das ist der Titel des Stücks, das euch so gut gefällt.«

Eine halbe Stunde später verließ er Malfaràs Haus wie eine Biene, die Blütenstaub gesammelt hat, und lief zu seiner Mutter, um ihn ihr aufs Haar zu streuen. Er hatte ihr Geschichten zu erzählen, zum Beispiel wie ein Plattenspieler aussieht oder wie Musik in Hefte geschrieben wird, vor allem aber brachte er ihr den Namen der verzauberten Melodie mit, der einer Beschwörungsformel ähnelte.

Bald darauf begann der Herbst und machte Lulù noch melancholischer. Wenn er die Blätter fallen und gelb werden sah, hörte er in seinem Kopf diese traurige Musik, aber seine Trauer hatte nichts mit der Verzweiflung zu tun, die man manchmal beim Aufwachen verspürt. *Màmmasa* hatte recht, diese Art von Traurigkeit fühlte sich gut an.

Als er eines Tages durch die Weizenfelder von Cannariari streifte wie ein kleines Reptil, hörte er eine Art Gesang.

Unter einem Olivenbaum saß Misticheddu Fricadora und blies eine Tonleiter auf einem Blatt.

»Was machen Sie da?«

»Ich *mache* hier den Musikanten«, antwortete der Schafhirt sarkastisch.

»Und wie geht das?«

»Lulù, gleich fressen dich die Hunde! Was stellst du für Fragen? Nimm dir ein Blatt und versuch es, blas einfach, dann kommt ein Ton.«

Verärgert, weil er sich in der Pause nicht gern stören ließ, stand Misticheddu auf, piffte die Hunde herbei und ging zur Herde zurück. Lulù klebte an ihm wie eine Klette.

»Was ist denn, Lulù? Lass mich in Ruhe, heute ist kein guter Tag für mich.«

Der Junge folgte ihm weiterhin schweigend, als wäre nichts gewesen.

»Sag schon, Lulù, was willst du von mir?«

»Zeig mir, wie man auf Blättern spielt!«

»Was für Blätter denn?!«

»Zeig mir, wie man auf Blättern von einem Baum Musik macht!«

Misticheddu fuhr herum. Er hob den Stock, den er in der Hand hielt, und machte Anstalten, wütend auf Lulù einzuschlagen, aber der Gleichmut des Jungen ließ ihn mitten in der Bewegung erstarren. Lulù hatte sich keinen Millimeter vom Fleck gerührt, hatte weder den Arm gehoben, um sich zu schützen, noch vor lauter Angst die Augen geschlossen. Unter dem drohenden Schatten des Kastanienstocks stand er einfach da, unerschütterlich wie eine Eiche am Wegesrand.

Um sich abzureagieren, hieb Misticheddu mit dem Stock auf den Boden ein und fluchte auf die Muttergottes und sämtliche Heiligen.

»Das hat mir gerade noch gefehlt, ein Schwachkopf, der Musik machen will!«

Er näherte sich der Schafherde, und Lulù folgte ihm dichtauf.

»Du willst auf Blättern blasen? Gut, aber dafür musst du schwitzen. Da, nimm den Wasserkrug und füll ihn auf.«

Lulù führte diesen Befehl aus wie alle anderen, die Misticheddu ihm von nun an Tag für Tag erteilte, und dafür brachte der Schäfer ihm bei, wie er geeignete Blätter auswählen, die Lippen in die richtige Stellung bringen, den Atem anhalten und wieder ausstoßen musste.

Als er zum ersten Mal eine Melodie spielte, war Lulù elf Jahre, vier Monate und drei Tage alt. Er hatte keine Ahnung, dass es sein letzter Sommer in seinem Heimatdorf sein würde.

Dort wurde ein Fest gefeiert, und in den Straßen leuchteten die Lichter wie Kerzen auf einer Geburtstagstorte. Lulù hatte sich den ganzen Tag nicht wohlgefühlt, war aber dennoch der Menschenmenge gefolgt, die sich in dem kleinen Ort bei der Prozession der Madonna drängte. Am Ende der großen Runde hielt der Prozessionszug auf dem Kirchplatz an, wo sämtliche Dorfbewohner in frommer Andacht vernehmlich das Vaterunser beteten.

Ausgerechnet in diesem Augenblick, am falschen Ort und zur falschen Zeit, stürzte Lulù. Wie von Sinnen wälzte er sich auf dem Boden herum, schüttelte sich und brüllte wie von der Tarantel gestochen. Entsetzt wichen die Leute zurück. Der Pfarrer unterbrach das Gebet, und in der ursprünglichen Stille des Platzes hallte das Wehklagen des Jungen wider wie infernalisches Gewinsel. Als die Carabinieri näher kamen, versetzte Lulù dem Brigadiere versehentlich einen Schlag, und er ging zu Boden. Er rappelte sich wieder auf, stürzte sich auf den Jungen und packte ihn am Arm. Auch die anderen griffen nach ihm. Sie rangen ihn nieder und hielten ihn auf den Boden gedrückt, während er noch knurrte wie ein tollwütiger Hund. Einige alte Frauen bekreuzigten sich. Kurze Zeit später traf Fazzolaro ein, der für das Dorf zuständige Amtsarzt, und beim Anblick des milchweißen Geifers, der krampfenden Glieder und

verdrehten Augen begriff er sofort, dass es sich um einen epileptischen Anfall handelte. Wenige Sekunden darauf ließen die Zuckungen nach, und das einzige Anzeichen für den gerade überstandenen Anfall war ein schleimiges Röcheln tief in Lulùs Brust.

Er wurde in die Kaserne der Carabinieri gebracht. Man ließ seine Mutter holen, fragte sie, ob dies der erste Anfall dieser Art gewesen sei, und sie senkte den Kopf und sagte Nein, das sei bereits mehrmals vorgekommen, wenn auch noch nie so heftig. Wie soll es denn nun weitergehen?, fragte sie und bekam zur Antwort, ihr Sohn sei eine Gefahr für die Allgemeinheit, man werde mit dem Bürgermeister und dem Arzt reden und dann entscheiden, was zu tun sei.

Tatsächlich hatte Brigadiere Verratanu – auf der Wange ein Pflaster und in der Brust ein Herz, das vor Hass auf diese mittellosen Schmarotzer fast platzte – bereits eine Entscheidung getroffen. Am Morgen darauf erhielt er Fazzolaros Arztbericht und die amtliche Genehmigung des Bürgermeisters für die Einweisung des Jungen.

Verratanu selbst war es, der dem hilflosen Vater erklärte: »Überlegen Sie mal, Vراسيò, dieser Sommer ist so heiß, der kommt direkt aus der Hölle, und Sie wissen doch selbst, wie hart die Böden sind. Die Pflanzen verdorren, die Quellen sind ausgetrocknet. Überall herrscht Hunger, nicht wahr, Vراسيò? Welchen Heiligen wollt ihr denn anrufen, wo ihr nicht mal ein eigenes Feld besitzt? Auf diese Art habt ihr ein hungriges Maul weniger zu stopfen.«

Vراسيò dachte, dass der Brigadiere so unrecht nicht hatte, denn es gab Tage, an denen sie nicht einmal Salat aus Wildkresse und Kräutern zu essen hatten, und sein Sohn, dieser Schwachkopf, lief ständig mit einem verdammten Blatt im Mund herum. Er hatte versucht, ihn mit aufs Feld zu nehmen, aber er war zu nichts in der Lage, und jetzt fing er auch noch an, Misticheddu hinterherzulaufen, diesem Halunken. Was sollte er denn machen? Der Brigadiere und der Dottore hatten ihre Entscheidung bereits

getroffen, und da, wo sein Sohn hinging, würde es ihm an Nahrung nicht mangeln, genau das würde er seiner Frau erzählen, dachte er, während er ein Kreuz unter das Schriftstück setzte, das Verratano ihm reichte, es ist so ähnlich wie ein Krankenhaus, er wird in einem Bett schlafen und jeden Tag warme Suppe essen, deswegen machen wir das, nur für ihn.

Einsamer als der drei Jahre alte Kalender an der Wand saß Pietrina im Wartezimmer. Sie weinte, denn sie war zwar arm und Analphabetin, aber dumm war sie nicht. Die Würfel waren gefallen, und ihr würde nichts anderes übrig bleiben, als die Zahlen zu verkünden, so wie immer in ihrem Leben.

Als sie ihr befahlen, sich von Lulù zu verabschieden, weil sie ihn nun wegbringen würden, fing Pietrina an, zu wehklagen und zu weinen. Sie umarmte ihren Sohn, als wollte sie ihn in sich verschwinden lassen, umklammerte ihn fest, damit niemand sie je trennen sollte, und Lulù weinte verzweifelt und bettelte, Mama, ich will bei dir bleiben, bitte, lass mich nicht allein, halt mich, binde mich fest ... mein Sohn, *figghiu mio*, Herz deiner Mutter, bleib bei mir, du gehörst zu mir, ich habe dich aufgezogen, ich habe dich gestillt, du bist mein, und ihr, sagte sie zu den Männern in Uniform, ihr lasst ihn gefälligst in Ruhe.

Verratano hatte es satt. Er baute sich vor ihr auf und sagte: »Hör zu, Bäuerin, machen wir's kurz: Dein Sohn wird zwangseingewiesen, und du hast die Wahl, ob ins Gefängnis oder in die Klapsmühle.«

Diese Worte schmerzten Pietrina wie ein Messerstich, und angesichts der unvermeidlichen Trennung schloss sie Lulù erneut in die Arme, *Luciano mio*, flüsterte sie ihm ins Ohr und drückte ihn ein letztes Mal an sich, du bist mein Leben, ohne dich sterbe ich, hab keine Angst, mein Sohn, ich lass dich nicht allein, ich komme zu dir, ich bin bei dir, weine nicht, mein Augenstern, nicht weinen, umarme mich, *abbràzzami*.

Die Carabinieri mussten die beiden Körper, die einer zu sein schienen, mit Gewalt voneinander trennen, und unter Schreien, Schluchzen und

Kratzen wurde Lulù weggebracht.

Am Tag darauf sperrte man Luciano Segareddu in der Nervenheilanstalt von Girifalco ein. Sein irdisches Leben vertrocknete wie ein Zweig, der auf einmal keine Blüten mehr hervorbringt; vom Licht und vom Land der Mutter getrennt, blieb das schwache Gehirn, wie es war, obwohl Arme, Beine und Körper weiterwuchsen.

Seine einzige Leidenschaft blieb die Musik, und er übte stunden-, tage-, jahrelang. Stets hatte er die Taschen voller Blätter. Wenn jemand ihn bat, etwas vorzuspielen, holte er sofort das passende Blatt heraus und musizierte im Tausch gegen die Zitronenlimonade, die er so liebte. Lulù spielte jede Melodie, um die man ihn bat – jede, bis auf eine.

Viele Jahre später, am Nachmittag des 9. August, rief Krankenpfleger Sciccapariddi nach ihm, denn Lulù hatte Besuch. Der Pfleger kämmte ihn, ließ ihn ein sauberes T-Shirt anziehen und führte ihn zum ersten Mal ins Wartezimmer. Lulù war aufgeregt, darum schob er die Hand in die Hosentasche, berührte zwei schwesterlich beieinander liegende Blätter und beruhigte sich wieder.

Langsam öffnete sich die Tür, und eine Gestalt kam herein. Lulù musterte sie. Regungslos saß er da und fragte sich, wer diese schwarz gekleidete Alte sein mochte, die in den Raum geschlurft kam und ihm in die Augen sah, ohne ein Wort zu sagen. Als sie nur noch einen Meter von ihm entfernt war, streckte die Frau eine zitternde Hand aus, strich ihm über die Wange und brachte kurzatmig heraus: »Luciano, *Luciano mio*, bist du es?«

Es war, als hätte diese uralte Stimme eine Kellerluke geöffnet, durch die Lulù in eine vergessene Welt rutschte: Klatschmohnfelder, ein musizierender Schäfer, ein Plattenspieler, die Umarmungen seiner Mutter, *màmmasa* ... Das Gesicht, das er nun vor sich sah, ähnelte dem Heiligenbild der Madonna von Torre di Ruggiero, das er eines Tages auf der Kirmes gefunden und mit einer Stecknadel an seinem T-Shirt befestigt

hatte, weil das Gesicht ihn an jemanden erinnerte, auch wenn er nicht wusste, an wen. Nun aber wurde ihm klar, dass er es eingesteckt hatte, weil diese Madonna seiner Mutter ähnelte. Er kam nicht dazu, nach ihr zu rufen, denn die Alte umarmte ihn und drückte ihn mit neu gefundener Energie an sich, als wollte sie alle versäumten Umarmungen aus ihm herauspressen, alle Küsse und Seufzer, die das Leben ihr vorenthalten hatte, dieses verfluchte Leben, das getrennt hatte, was niemals hätte getrennt werden dürfen.

Pietrina schluchzte herzerreißend, denn sie konnte kaum glauben, dass sie tatsächlich ihren Luciano im Arm hielt. Überall hatte sie nach ihm gesucht! Dieser niederträchtige Brigadiere hatte sie glauben gemacht, Lulù sei in Sizilien eingesperrt worden, und dorthin war sie gefahren, die Arme, aber vergebens, sodass sie nicht mehr wusste, was sie tun sollte. Fortan trug sie Trauer und beweinte ihren Sohn wie einen Toten, jeden Tag, bis ihr jemand riet, auch in Girifalco nach ihm zu suchen, weil es dort eine Nervenheilanstalt gab.

Lulù freute sich unbändig und war nun völlig verwirrt. Das konnte doch nicht wahr sein, vielleicht träumte er, vielleicht hatte er nie eine Mama gehabt, und die Alte dort war die leibhaftige Muttergottes, gekommen, um ihn zu trösten.

Als Pietrina das Gesicht ihres Sohnes betrachtete, das noch genauso aussah wie das ihres kleinen Jungen, begriff ihr Herz viele Dinge auf einmal, aber davon wollte sie nichts wissen, denn jetzt war sie endlich hier. Sie hielt ihn im Arm, und nichts sollte diesen Augenblick verderben.

Sie setzten sich, und sie drückte seine Hand.

»Wie geht es dir, mein Junge? Was haben sie mit dir gemacht?«

Lulù lächelte, er schwieg und lächelte und schwang hin und her wie das Pendel einer Standuhr.

»Dein Vater ist tot, es ist kein Tag vergangen, an dem er mich nicht gefragt hat: Was Luciano wohl macht um diese Zeit? Dieser Unglückliche,

welch schlimmes Ende hat es mit ihm genommen! Mein Sohn, wie sehnsüchtig ich auf diesen Augenblick gewartet habe; wie viele Nächte habe ich davon geträumt, dich zu umarmen so wie jetzt! Ich werde dich auf keinen Fall hierlassen. Nein, *Luciano mio*, deine Mama nimmt dich mit nach Hause, denn die bösen Menschen, die dir wehgetan haben, haben das Dorf verlassen. Jetzt kümmere *ich* mich um dich, *Luciano mio*. Du brauchst keine Medikamente, ich weiß, was du brauchst, damit es dir gut geht. Es ist ein Wunder, mein Sohn, ein richtiges Wunder! Ach übrigens, der Lehrer ist auch gestorben, du erinnerst dich doch an ihn, oder? Das war der mit der traurigen Musik.«

Lulùs Gesicht begann zu leuchten, er nickte, lächelte und brabbelte etwas Unverständliches. Er holte eine Handvoll Blätter aus der Hosentasche, wählte ein Blatt aus, steckte die anderen wieder ein und sah seiner Mutter in die Augen, wie um zu sagen: Hör zu, und dann fing er an zu spielen, als hätte er kein Kastanienblatt im Mund, sondern eine Glasflöte. Eine süße, traurige Melodie begann die Falten seiner Mutter zu glätten, der Walzer, den sie an jedem Donnerstagsmorgen gehört hatten und den Lulù nach unzähligen Versuchen gelernt, aber nie einer Menschenseele vorgespielt hatte, denn dies war die Musik der Mutter und der Madonna, und nur für sie würde er sie spielen.

Seine Mutter weinte, weil ihr Sohn wie ein Engel spielte, seine Lippen die Noten von Herbst und Frühling erklingen ließen, sein Atem von vergeudeten Leben erzählte, von misslungenen Existenzen. Sie weinte vor Freude und Traurigkeit, denn manchmal kondensiert ein ganzes Leben – Millionen von Sekunden, die Sonnenuntergänge vieler Jahre – in einem Augenblick, in einer Geste, in einer unendlich bedeutsamen Minute, so als dienten Geburten, Pflanzen, Lieben und Trennungen nur dazu, die Bühne vorzubereiten, auf der in einem flüchtigen, einzigartigen Moment das Stück aufgeführt wird, das allein das Leben ist. Weder vorher noch nachher gibt es etwas anderes, wie bei einem Schauspieler, der sich

jahrelang einen Satz zurechtlegt, ihn ausspricht und dann für immer hinter den Kulissen verschwindet. Pietrina ging das Herz über, sie schloss die Augen und sah sich mit ihrem Sohn am Brunnen sitzen und zu einem leeren Fenster hinaufblicken; sie dachte an all die schönen Dinge, die ihr entgangen waren; sie dachte, dass vielleicht irgendwo ein anderes, verborgenes Leben auf sie wartete, Straßen, die mit Musik und Frühling gepflastert waren. Dann verstummte die Musik. Pietrina schlug die Augen auf und beugte sich zu Lulù: »Wie schön du spielen kannst, *Luciano mio*, du bist ein Meister geworden, ein Lehrer, du machst das sehr gut, mein Junge.«

Erneut öffnete sich die Tür, und der Pfleger erschien.

»Keine Angst, Lulù, ich gehe jetzt zum Direktor. Ich frage ihn, was ich tun muss, um dich hier rauszuholen, und dann komme ich wieder und nehme dich mit, für immer, denn wir werden uns nie wieder trennen, nie mehr.«

Ein letztes Mal schloss sie ihn fest in die Arme und küsste ihn auf die Stirn, dann machte sie sich auf den Weg zum Ausgang.

»Ich komme wieder, mein Junge, bald bin ich wieder da«, und auf einmal war es, als hätte ein Kurzschluss die alte Glühbirne in Lulùs Gehirn wieder eingeschaltet und ihm gezeigt, wie man die Wörter aneinanderreicht: »Mama, geh nicht weg, Mama, nimm mich mit!«

Pietrina konnte es nicht ertragen. Sie kehrte um, umarmte und beruhigte ihren Sohn, wie sie es früher nach schlimmen Träumen immer getan hatte, hab keine Angst, deine Mama lügt dich niemals an, Mama kommt und holt dich ab. Da, nimm dieses Bildchen der Madonna von Polsi, das ist, als wäre ich hier bei dir, um dich zu beschützen, in den paar Tagen, die ich wegbleiben muss, wird sie sich um dich kümmern. Und bete, bete zum Engel Gottes, erinnerst du dich noch? *Engel Gottes, mein Beschützer*, bete, dass der Engel das Wunder wirkt und mich zurückkommen lässt.

Luciano Segareddu, den alle Lulù nannten, weil seine stotternde Zunge den eigenen Namen so aussprach, sollte seine Mutter an diesem Tag zum letzten Mal gesehen haben. Arme Pietrina. Als sie die Tür schloss, glaubte sie wegen der Musik, ein anderes Leben sei möglich, sie glaubte, ihr Sohn habe die Blätter aus der Hecke gerissen, hinter der sich dieses andere, glückliche Leben verbarg, die Hecke habe sich geöffnet, glaubte sie, und lasse Licht hindurchscheinen.

Sie ging zum Direktor und sagte, sie habe die Absicht, Lulù mit nach Hause zu nehmen. Er erhob keine Einwände. Seit einigen Jahren ließen sich epileptische Anfälle mit Medikamenten behandeln, aber dafür mussten etliche Dokumente besorgt werden, in erster Linie ein Papier des Bürgermeisters, in dem darzulegen war, dass die aufnehmende Familie – Sie, Signora – in der Lage war, den Erfordernissen des Pfleglings gerecht zu werden, und danach trat die Kommission zusammen, die nach Kenntnisnahme der positiven Umstände die zeitweilige Entlassung des Kranken bestätigte. Auch die Worte des Direktors kamen Pietrina wie Musik vor, wie weitere Blätter, die aus der Hecke gepflückt wurden, und als sie Girifalco verließ, hoppelte ihr das Herz in der Brust wie ein Kaninchen im Käfig.

Arme Pietrina, wie dumm du bist!

Glaubst du wirklich, dass es Leuten wie dir vergönnt ist, ein anderes Leben zu führen? Glaubst du wirklich, dass irgendjemand nach Lust und Laune den verdammten Knoten lösen kann, mit dem er an die Welt gebunden ist wie ein Tuch um den Hals? Im Grunde hast du recht: Es gibt ein anderes Leben, eines, das nach Brot frisch aus dem Ofen duftet und nach reifen Feigen, aber nicht für uns, die wir es gewöhnt sind, kümmerliche Reste und Wildkräutersuppe zu essen, für uns niemals.

Und darum starb Pietrina Spordigna, geboren unter einem unglücklichen Stern, drei Tage später, weil das unerwartete Glück sie ins Herz getroffen hatte wie ein Blitz, ihr Herz, das nun zu schnell schlug,

nachdem es jahrelang ruhig und beständig seine Arbeit getan hatte. Sie starb nachts, als sie in ihrer Zibibbolaube saß, um der lieblichen, traurigen Musik sich abwechselnder, gleichgültiger Universen zu lauschen.

Lulù erfuhr es nie. Sein Leben lang wartete er auf Mama, die kommen und ihn mitnehmen würde, seine Mama, die er zuletzt vom Fenster aus gesehen hatte, als sie in den Bus stieg, und während er sie wegfahren sah und sich einsam fühlte, betete er: *Engel Gottes, leite ihn, dass er mich mit der Vaterliebe erleuchtet ... Màmmasa*, die der Mutter Gottes ähnelte und niemals log, *màmmasa*, nach der er von nun an täglich im Dorf suchte und jeden fragte: *Vidìstuvu mamma?* Haben Sie meine Mama gesehen?

Auch an diesem Abend viele Jahre später lag Lulù in Halle C der Nervenheilanstalt von Girifalco auf seiner Pritsche, blickte in den Himmel und wartete auf seine Mama, als hätten sie sich erst am Tag zuvor getrennt, als wäre sie wie ein Stern dazu bestimmt, ihm auf den Kopf zu fallen.

Es war warm, und er trat ans Fenster. Er nahm einen ungewohnten Duft wahr. Die Luft roch nach Rosmarin und frischem Klee, so intensiv, wie wenn jemand einen Parfümflakon geöffnet hätte, und er sah sich um, weil er wissen wollte, wie das geschehen konnte.

2

Die Vertrocknete

Es war ein sehr heißer Tag, und die Luft kochte wie das Morzello im Tontopf.

Cuncettina, von boshaften Dorfbewohnerinnen die Vertrocknete genannt, hatte das Fleisch schon morgens aufgesetzt, denn das Erfolgsgeheimnis bestand darin, es lange kochen zu lassen. Bei dieser Hitze wollte sie nicht in der Nähe des Herds sein, aber am Tag zuvor hatte ihr Mann Lust bekommen, sich mit Morzello und *pìtta*, hausgemachten Brotkringeln, vollzustopfen, darum war Cuncettina noch am Abend bei Pinnazzu vorbeigegangen und hatte ein Kilo Innereien gekauft. Sie hatte sie gewaschen und die ganze Nacht in Öl, Zitrone und Essig ziehen lassen.

Sie war zu Pinnazzu gegangen, denn Nina Curàtulas Metzgerei, die nur sechzehn Meter von ihrem Haus entfernt lag, betrat sie seit dem Tag nicht mehr, an dem dieses blutbesudelte, grobschlächtige Mannweib, das Lämmer und Kühe zerteilen konnte wie Erdnüsse, ihr verkündet hatte, dass sie mit dem vierten Kind schwanger war.

Concetta Licatedda, Tochter von Antonio Licatedda und Maria Rondinelli, wurde an einem 24. Juni in Girifalco geboren. Als sie zur Welt gekommen war, stieg ihr Vater auf dem Balkon auf einen Stuhl, hielt das Kind hoch wie eine Trophäe und verkündete lauthals: »Läutet die Glocken, denn endlich ist meine Cuncettina da!« Man hatte auf sie gewartet wie auf das Jesuskind, denn Mariuzza Rondinelli war es in fünf Jahren Ehe nicht gelungen, schwanger zu werden.

Ihr Unterleib schien so trocken wie gebrannter Ton. Es war, als wäre der Samen, den Antonuzzu fast täglich in den geheimen Kirchenschiffen seiner Frau ablegte wie eine Opfergabe, von minderer Qualität. Denn anstatt das erwartete Wunder zu tun, wurde er sinnlos an den Wänden der Gebärmutter zerquetscht wie Mücken auf der Windschutzscheibe und würde sich beim ersten Wasserlassen erneut zu den wundervollen, aber nie erzählten Geschichten verhinderter Menschenleben gesellen.

Antonuzzu aber waren die verhinderten Geschichten scheißegal, er wollte nur einen Sohn, in dem der Vater weiterleben würde, auf dass sein Nachname nicht auf dieselbe fruchtbare Weise vergehen möge wie sein Samen. Wenn er die Straße entlanglief, spürte er die Blicke der anderen und hatte das Gefühl, dass sich alle über ihn lustig machten.

Jeder konnte Kinder zeugen, sogar Turi Imbaracchiu, dieser arme Teufel, der keine zwei Wörter herausbrachte, ohne zu stottern. Wäre seine Frau schuld gewesen, hätte Antonuzzu die Situation weniger bedrückt, aber die Frage, ob vielleicht er selbst der Unfähige war, raubte ihm den Schlaf. Jedes Mal, wenn er sich entlud, kam ihm der Schwanz zwischen seinen Beinen wie eine leere Doppelflinte vor oder wie ein Schneckenhaus ohne Schnecke.

Mariuzzas Gedanken waren ebenso trostlos, denn sie fand, dass eine Frau, die keine Kinder bekommen kann, auf dieser Welt zu nichts nütze sei, und wäre es nach ihr gegangen, hätte sie Trauer getragen, denn keine Kinder bekommen zu können, schien ihr ebenso tragisch, wie wenn sie einem sterben. Bleib ruhig, sagten die älteren Nachbarinnen, das ist die beste Medizin, aber schon der Gebrauch dieses Wortes sagte alles: Eine Frau, die keine Kinder bekommen konnte, war krank.

Und zum Arzt gingen sie regelmäßig, Antonuzzu und Mariuzza, sogar nach Catanzaro fuhren sie, nachdem Dottor Vonella sie dorthin geschickt hatte, aber es war nichts zu machen, die Frau schien so trocken wie ein Stein. Zwei Jahre nach der Hochzeit und nach einer endlosen Reihe von

Arztbesuchen in der Hauptstadt, nach Kuren auf der Grundlage von Wachteleiern und Hühnerbrühe und Paarungen bei Vollmond wusch Maria noch immer den blutigen, weinroten Strom aus ihren Unterhosen, der ihr einmal pro Monat ins Gedächtnis rief, dass sie nur eine halbe Frau war.

»Antonuzzu«, sagte sie eines Abends, als der Vollmond, weiß vor Sehnsucht, am Himmel glänzte, »ich bin schuld daran, ich ganz allein, du hättest mich nicht heiraten dürfen, denn die Natur hat mich leider so geschaffen, und wenn du mich verlassen willst ...«

Antonuzzu spürte, wie ihm warm ums Herz wurde, und er nahm sie so zärtlich in den Arm, als wäre sie ein kostbarer Gegenstand.

»*Mariuzza mia*, ich bleibe bei dir, und wenn es unser Schicksal ist, keine Kinder zu haben, dann heißt das, dass Gott es so will.«

Diese Worte und weitere Umarmungen vertrieben Sturm und dunkle Wolken aus den Seelen dieser beiden unglücklichen Menschen, sodass sie ein wenig zur Ruhe kamen.

Nach jenem Abend vergingen drei Jahre, in denen Antonuzzu und Mariuzza ihre Wünsche und Hoffnungen zu vergessen versuchten. Dann, eines Abends, als sie zum Schlafen in der Hütte beim Feld geblieben waren, weil sie bis spät abends die Ernte eingebracht hatten, überkam Antonuzzu die Lust, seine Frau inmitten der Ähren zu nehmen, so wie er es am Morgen bei den Pferden gesehen hatte. Der Mond schien hell wie eine Straßenlaterne, und Maria fand es wundervoll, auf diese Art ausgefüllt zu werden, während sie in den Sternenhimmel blickte und den Geruch von Erde und Brot einatmete.

In dieser Nacht empfing sie Cuncettina.

Als Mariuzzas Bauch zu schwellen begann, schien sich eine Wolke aus Lächeln und Segnungen auf das Haus Licattedda zu senken. Ihr Mann behandelte sie wie eine Prinzessin. Damit sie sich ausruhen konnte, stellte er eine Haushälterin ein, und er kam nie ohne ein kleines Geschenk für

Mariuzza nach Hause: eine Feldblume, eine Kette aus Brombeeren, eine Handvoll Aprikosen. Am liebsten wäre sie ihr Leben lang schwanger geblieben, denn herumzulaufen und sich den Bauch zu streicheln machte sie unsagbar glücklich.

Als Cuncettina zur Welt kam, sehnsüchtig erwartet wie eine Sternschnuppe, wurde im Haus Licatedda eine Woche lang gefeiert. Die Kleine wurde mit den schönsten Schühchen, den elegantesten Kleidchen, mit allen erdenklichen hübschen Dingen bedacht. Und dazu Puppen jeder Art, um die sich die Kleine mit der gleichen Aufmerksamkeit kümmerte, die ihre Mutter ihr selbst zukommen ließ: Sie badete sie, bereitete ihnen etwas zu essen zu, fütterte sie, legte sie in die Wiege und sang ihnen Schlaflieder vor.

Cuncettina besuchte die Pädagogische Hochschule in Catanzaro Lido. Antonuzzu Licatedda schwitzte Unter- und Oberhemd voll, damit es ihr an nichts mangeln sollte. All die Mühe und sein Rücken, der schlapp zu machen drohte, spielten keine Rolle angesichts der Vorstellung, dass eine Licatedda, seine Cuncettina, Lehrerin für die ganz Kleinen werden würde.

Ein vorgezeichnetes Schicksal, denn kaum hatte sie die Ausbildung beendet, trat Cuncettina eine Stelle in der Vorschule von Girifalco an und erfüllte Antonuzzus Traum und die Hälfte seiner Wünsche.

Für die andere Hälfte musste sie allmählich etwas tun, und da sie Arbeit und das richtige Alter hatte, sollte sie nun heiraten.

Drei oder vier Dorfbewohner hatten ihr Avancen gemacht, aber keiner davon entsprach ihren Vorstellungen. Eines Tages jedoch fand sie auf dem Weg zum Kindergarten einen Schnuller aus Kautschuk vor dem Gittertor. Sie hob ihn auf, wischte rasch die Erde ab, die daran klebte, und bewahrte ihn in ihrer Tasche auf, überzeugt, dass er ihr Glück bringen würde. Und es erwies sich als glücklicher Zufall, dass sie sogleich Cosimo Vaiti behände von seiner Vespa springen sah und sich in dessen Leichtigkeit verliebte. Als sie an ihm vorbeiging, blickte sie ihn lächelnd an, und ehe sie